

dtv

Ray und Elena lernen sich im Jahr 2001 unter dramatischen Umständen in New York kennen: Sie, eine Fischerstochter aus dem Donaudelta, muss die Asche ihrer Mutter nach Amerika bringen; er, ein bislang erfolgloser Künstler, will endlich den Durchbruch schaffen, der seinem Großvater verwehrt blieb. Ihre Lebensfäden verknüpfen sich unauflöslich, während sie einander die Geschichten ihrer Familien anvertrauen. Florescu entführt den Leser in das brodelnde New York – von 1899 bis in die Gegenwart – und in das magische Universum des Donaudeltas. Eine literarische Reverenz an die Fähigkeit des Menschen, sein Glück zu suchen, zu überleben und allen Widrigkeiten zum Trotz zu lieben.

*Catalin Dorian Florescu*, 1967 in Timișoara, Rumänien, geboren, lebt als freier Schriftsteller in Zürich. Er ist Psychologe und Suchttherapeut. Seinen Debütroman *«Wunderzeit»* (2001) wählte die Schweizer Schiller-Stiftung zum *«Buch des Jahres»*, zudem wurde er mit dem Chamisso-Förderpreis ausgezeichnet. Auch für seine weiteren Romane, *«Der kurze Weg nach Hause»* (2002), *«Der blinde Masseur»* (2006) und *«Zaira»* (2008) erhielt Florescu zahlreiche Preise, u.a. den Anna-Seghers-Preis. Sie wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sein Roman *«Jacob beschließt zu lieben»* wurde 2011 mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet. Zudem wurde Florescu mit dem Josef von Eichendorff-Literaturpreis 2012 für sein Gesamtwerk geehrt und 2013 als korrespondierendes Mitglied in die Bayerische Akademie der Schönen Künste gewählt.

Catalin Dorian Florescu

Der Mann,  
der das Glück bringt

Roman

dtv

Von Catalin Dorian Florescu ist bei dtv außerdem lieferbar:

Zaira (13829)

Jacob beschließt zu lieben (14180)

Wunderzeit (14321)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**

**[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2. Auflage 2018

2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© Catalin Dorian Florescu/Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Geviert,

Grafik & Typografie, Christian Otto unter Verwendung

eines Fotos von © Alper Yeşiltaş

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14621-0

*Und auch ich war einsam,  
nichts führte in mich hinein.*

Meša Selimović, ‹Der Derwisch und der Tod›



## *Erstes Kapitel*

**D**er Fluss nahm die Toten sanft auf, als ob er wusste, dass es besondere Tote waren. Der East River, so ungestüm er sein konnte, lag in der Morgendämmerung wie ein breiter, bleierner Streifen. Er war geduldig, er wollte dem Menschen nicht ins Handwerk pfuschen. Er würde die Toten des Ghettos an diesem Tag nicht mehr kriegen, dafür aber andere. Das war so gut wie sicher.

An den Ufern Manhattans stand immer irgendwer bereit, der sich ihm anvertrauen wollte: Verzweifelte, Müde, Verrückte. Oder jemand, der ihm andere anvertraute, die Opfer eines Überfalls oder einer Kontenregelung. Der Fluss war nicht wählerisch. Tage später gab er die Körper wieder frei und spülte sie ans Land, von den Piers des geschäftigen Hafens im Süden bis zur sandigen Küste und den morschen Stegen der Bronx.

Es war nicht der Fluss, der sich zu fügen hatte, da man ausgerechnet hier eine Stadt gebaut hatte, sondern der Mensch. Nur jetzt gönnte er sich eine Pause und schaute unbeteiligt zu, wie die Mannschaft des Dampfschiffes die kleinen weißen Säрге an Bord brachte. Sie waren kaum vom Schnee zu unterscheiden, der seit dem letzten Abend gefallen war und nun dick auflag.

Die Männer waren die Arbeit gewohnt. Zweimal die Woche brachte das Schiff die frischen Toten des Ghettos zur Hart-Insel. Ihre Hände waren an ihre Aufgabe ge-

wöhnt, die sie schnell und effektiv verrichteten. Der Kapitän, mürrisch und grob, schaute ihnen von der Reling zu. Auch er war gewohnt, sie zu noch mehr Eile zu ermahnen. Und ebenso war Großvater – ein Junge von erst vierzehn oder fünfzehn Jahren – gewohnt, dem Dampfer zuzusehen, wie er sich vom Pier löste, um dann schwer und träge Kurs auf den Armenfriedhof zu nehmen.

Meistens schenkte er ihm nur einen flüchtigen Blick. Er hatte Wichtigeres vor, er musste die paar Cent zusammenbringen, um seinen knurrenden Magen zu füllen. Ein hartes Brötchen mit Hering, ein Gurkensandwich oder an der Orchard Street, im jüdischen Viertel, einige Knisches und einen kräftigen Borschtsch.

Wie der Fluss war auch er nicht wählerisch. Wer ihn ernährte – Iren, Italiener oder Juden – war ihm egal, wichtig war nur, dass er etwas zwischen die Zähne kriegte. Wenn dann am Abend noch sechs Cent für einen Schlafplatz im Heim für Zeitungsjungen übrig blieben, war es ein guter Tag gewesen. Ein perfekter erst, wenn er sich Kautabak leisten konnte.

Großvater hätte niemals zugegeben, dass ihm der Anblick des Dampfers etwas ausmachte, wenn dieser an den Straßen der East Side vorbeifuhr, beladen mit seiner wertlosen oder wertvollen Ladung. Ganz, wie man es haben wollte.

Es waren bloß einige Tote mehr, und sie trugen keine illustren Namen, manchmal hatten sie gar keinen, wenn sie, Neugeborene, ungetauft gestorben waren. Oft blieb hinter ihnen keiner auf dem Kai zurück. Weil sie sich nicht einmal das Sterben leisten konnten, bezahlte die Stadt ihr dürftiges Begräbnis. Für ein Mal, das einzige Mal, kamen die Toten auf ihre Kosten.



Wenn er am Ende der Delancey Street Stiefel putzte, an einer Straßenecke zwischen Union Square und Chatham Square stand und die Schläger des Tages sang, wenn er vor einer Fabrik oder einer Synagoge Zeitungen verkaufte, war das Schiff eine entfernte Erinnerung. Ebenso, wenn er sich um einen Zigarettenstummel oder um die Bierreste in den Fässern vor den unzähligen Spelunken prügelte. Nur eine Erinnerung, aber eine unauslöschliche.

Keiner der Jungen hätte zugegeben, dass er sich davon beeindruckt ließ, doch jedes Mal verrietten sie sich. Sie schauten eine Spur zu lange hin oder spuckten den Tabak eine Spur zu gleichgültig aus, nachdem sie gemurmelt hatten: «So kann es einem schnell mal ergehen.»

Die Toten der East Side zogen regelmäßig an ihnen vorbei. Dem war nichts mehr hinzuzufügen. Das Leben war kompliziert genug, um es auch noch mit dem Tod zu belasten. Wenn man aber Großvater unter vier Augen gefragt hätte, hätte man vielleicht erfahren, dass er eins ganz bestimmt nicht wollte: dort zu landen, wo das Schiff hinfuhr. Aber niemand fragte. Es gab niemanden. Er war allein.

«Volevo an impressive funerals», sagte er noch als alter Mann in seinem seltsamen Sprachenmischmasch. Eine schwarze Kutsche mit gläsernen Wänden, durch die man ihn in seinem besten Anzug auf feinem Tuch liegend sehen würde. Dahinter eine Blaskapelle. So fuhren die Iren und die Italiener ihre Toten durch das Ghetto. Dafür gaben sie ihr letztes Geld aus, wenn sie welches hatten. So wollte er es haben, aber so kriegte er es nicht. Am Ende gingen nur Mutter, Pasquale und ich hinter dem billigen Sarg her.

Am 1. Januar 1899 stand Großvater auf halber Strecke zwischen der Brooklyn Bridge und dem Rutgers Slip, wo

er im Sommer im Fluss badete, und schaute dem Treiben am Pier zu. Er hätte jedem ins Gesicht gelacht, der behauptet hätte, der East River wäre gar kein Fluss, vielmehr eine langgezogene Meerenge. Die Ghattobewohner dachten nicht anders an ihn als an einen Strom, dem sie ihre Abfälle, ihre Ausscheidungen anvertrauten, ihre Toten. Der sie wusch und an dessen Ufern sie manchmal saßen, um für einige Augenblicke der Enge der Stadt zu entkommen.

Großvater war zufrieden, denn er hatte am letzten Tag des Jahres nicht wenige Zeitungen am unteren Broadway abgesetzt, auch wenn seine wichtigsten Kunden nur noch selten unterwegs waren: Die ambulanten Verkäufer, die immer Verpackungspapier brauchten. Viele von Ihnen hatten sich vorm heulenden Wind geschlagen gegeben und waren gar nicht erst aufgetaucht.

Er hatte, so laut er konnte, «Extra!» geschrien, denn das verfehlte fast nie seine Wirkung. So viel «Extra», wie er immer rief, konnte es gar nicht geben. War er an der Elisabeth Street unterwegs, wo vor allem arme Iren wohnten, hatten seine Extras mit den Engländern zu tun, die Irland unterdrückten. An der Mulberry Street waren seine Extras – ein Attentat auf den König, die Dürre, eine Seuche im alten Land – auf die Italiener zugeschnitten. An der Orchard Street wiederum war es wichtig, den Zaren schlechtzureden.

Sein Chef Paddy Einauge hatte ihm geraten: «Bei einem Mord hier in der Stadt rufst du ein Mal «Extra». Moskau und Kiew vertreiben die Juden aus dem Stadtgebiet? Herrscht in Russland große Hungersnot und sterben die Juden daran? Zwei Mal «Extra»! An einem Tag, an dem nichts geschieht, fügst du drei «Extra» hinzu, denn du

musst überhaupt was verkaufen.» Für Extras gab es immer eine gute Gelegenheit. Nur für die Toten des Ghettos wäre keinem eingefallen, «Extra» zu rufen.

Einauge war nur drei, vier Jahre älter, und doch war er ein großer Kenner der vielen Extras. Er hieß nicht etwa so, weil er ein Auge zu wenig hatte. Ihm fehlten drei Finger an einer Hand, aber kein Auge. «Ich will für dieses eine Mal ein Auge zudrücken», sagte er zu einem Jungen, der nicht genug Zeitungsexemplare abgesetzt hatte. «Das nächste Mal aber vergiss nicht, dass ich zwei habe. Also streng dich an.» So kriegte jeder bei ihm eine zweite Chance.

Die Jungen fürchteten nicht so sehr die harte Hand von Einauge, die er nur selten erhob. Es gab jede Menge harter Hände im Ghetto. Die des Polizisten, der älteren Jungs, der Händler, wenn sie von deren Schubkarren was klawten. Die des Vaters, wenn man so etwas wie einen eigenen Vater hatte. Wenn dieser nicht längst schon Richtung Westen verschwunden war, nachdem er die Plakate studiert hatte, auf denen Goldnuggets so groß wie ein Kopf versprochen wurden.

Mehr als alle Schläge fürchteten sie, nicht mehr in der Gunst von Einauge zu stehen und von ihm nicht mehr beschäftigt zu werden. Nicht mehr die besten Plätze zugewiesen zu bekommen, an belebten Straßenecken oder vor bekannten Restaurants wie Delmonico's oder Lüchow's. Dann würde man noch mehr hungern, als man es ohnehin schon tat. Was einen danach erwartete, sah man zweimal die Woche den Fluss hinauftuckern.

Wenn Großvater ein talentierter, aber dilettantischer Extra-Rufer war, so war Paddy Einauge der ungekrönte König von allem, was mit Geldmachen auf der Straße zu tun hatte: geschmuggelte Zigaretten, gepantschter Alko-

hol, Zeitungen verkaufen oder Pennys werfen. Wäre er nicht so jung gewesen, hätte man ihn einen «alten Fuchs» nennen können.

Noch höher im Ansehen als Paddy Einauge Fowley stand bei den Straßenjungen nur noch Houdini. Sie liebten den Magier, der sich im Nu aus den Handschellen befreien konnte. Nur für ihn nahmen sie Hunger in Kauf, um die zehn Cent für den Eintritt in die schäbigen Theater der Bowery oder in das Huber's Museum an der Union Square zu sparen. Wer kein Geld hatte, starrte auf die Plakate, die einen kleingewachsenen, stämmigen Mann zeigten: «Houdini – der unbestrittene Handschellenkönig!» Als ob es irgendjemand bestreiten wollte. Man schaute und staunte.

Wenn Kinder mit Geld aus dem Theater kamen, belagerten sie die Kinder ohne Geld. Wenn sie nichts erzählten, wurden sie verprügelt. Wenn sie schlecht erzählten, wurden sie auch verprügelt. Also erfanden sie die wildesten Geschichten über Houdini. Einer behauptete, der Magier habe ihm Handschellen angelegt, ohne dass er es gemerkt hätte. Ein anderer ergänzte: «Nicht nur dir hat er welche angelegt, sondern dem ganzen Publikum.» Dann nickte er bedeutungsvoll und spuckte auf den Boden.

So einer wie Houdini würde sich von keinem Polizisten fangen lassen. Er würde sich aus jeder Lage befreien. Sie hatten dafür sogar einen Ausdruck: «Ein Houdini sein» oder «wie Houdini sein». Mit allen Wassern gewaschen. Einer, der nichts mit sich machen ließ. Ein Schlauer. Ein ganz Schlauer. Er würde niemals auf dem Schiff der Armenbehörde landen.

Auch Großvater hatte einen Spitznamen, man nannte ihn «Streichholz». Nicht, weil er so dünn war, das waren

sie alle. Die meisten mussten Hosenträger kaufen, damit die Hosen nicht rutschten. Hosenträger waren ein ziemlich gutes Geschäft im Ghetto. Großvater war einfach schnell entflammbar.

Der Schneefall hatte am frühen Silvesterabend eingesetzt und das Ghetto verwandelt. Der Dreck, die Abfallmulden, die Sickergruben, der Müll, der Schlamm, die Reste der Straßenmärkte, das alles lag unter einer weißen Schicht, die immer höher wurde.

Es schneite auf die schwarzen Hüte der charedischen Juden und die Kopftücher der Italienerinnen, die noch ein wenig Mehl, Öl und alte Kartoffeln für die Sfingi suchten. Es schneite auf die Feuerleiter, die Markisen der Geschäfte und die Hausaufgänge, die im Sommer, wenn man aus den überhitzten Wohnungen flüchtete, voller Leben waren. Es schneite verbissen auf die Auslagen der Läden, die Körbe und Bottiche, die aufgehängten Anzüge und Kleider. Die unzähligen Sachen, die auch im Ghetto benötigt wurden.

Es schneite auf die Huren an der Allen Street, die sich trotz der Kälte hinauswagten, um Kunden anzulocken. Und egal, ob es sich um fromme Juden, betrunkene Iren oder bloß um neugierige Männer handelte, die jenseits der 14th Street lebten und hier nach Vergnügen suchten, sie verteilten ihren Segen gleichmäßig über alle. «Wollen wir nicht zusammen beten?», riefen sie unterschiedslos allen zu. Im Sommer, wenn sie im Schatten der Hochbahn spazierten, ließen sie ein Handtuch fallen, und wer es aufhob, durfte zur Betstunde mitgehen. Bei solchem Wetter aber gingen sie nur kurz vor die Tür und kehrten dann in den Hausflur zurück, um sich zu wärmen.

Es schneite auf die Bilder von San Rocco und der Madonna del Carmine, die Kruzifixe, Kerzen und Rosenkränze der Italiener, auf die Gebetbücher, die Tallit und Menoras der Juden, die überall auf Tischen zum Verkauf angeboten wurden. Es schneite unerbittlich und ganz demokratisch, der Schnee wurde auf alle verteilt, von der Battery bis nach Inwood. Der Wind zog ungehindert durch die eingemauerten Straßen wie ein Atemzug durch den Körper eines liegenden Riesen. Wie Gift.

Die Menschen und die Tiere hatten ihn zu ertragen. Während die Leute die warmen Stuben aufsuchten, blieben die Pferde duldsam am Straßenrand stehen. Ihre Rücken, Köpfe und Mäuler wurden allmählich vom Schnee bedeckt, ebenso die Karren, die sie zeitlebens hinter sich herzogen. Die Tiere waren still, sie hatten die Schikanen des Menschen überlebt, sie würden auch noch jene der Natur überleben. Sie lauschten in den Wind hinein. Selten schlugen sie mit ihren Schweifen, selten schlossen sie ihre gutmütigen Augen und zuckten mit den spitzen Ohren, als wollten sie noch besser lauschen.

Ihre Besitzer rückten zusammen in den Kellerkneipen der Mulberry Street und den versifften Saloons der Bowery. Der Silvesterabend bedeutete auch für die Armen etwas, für sie erst recht. Es war eine der wenigen Gelegenheiten, um für ein paar Stunden alles zu vergessen. Und für die Säufer, um aus noch besserem Grund zu trinken. Als die Sonne untergegangen war und die Stadt sich auf das große Fest vorbereitete, begannen sie, an der East Side zu vergessen und zu trinken. Oder zu trinken und zu vergessen, je nachdem, was schneller ging.

Zu dieser Zeit hatte Großvater längst die Bowery überquert und sich bis zum unteren Broadway durchgekämpft.

Das tat er selten, denn nur im Ghetto fühlte er sich zu Hause. Das war sein Territorium, hier kannte er die Regeln, hier war er ein Houdini. Jenseits davon, am Broadway, an der Fifth Avenue und in den nördlichen Vierteln, kam er sich wie in einem fremden Land vor. Er war nie im Ausland gewesen, aber so musste man sich dort bestimmt fühlen. Man hatte zwei linke Hände und schaute dumm aus der Wäsche. Ein paar Hundert Meter entfernt, ein paar Schritte über die Bowery, und schon war man in einer anderen Welt.

Die Frauen trugen Kleider aus Seide, Samt und Brokat, duftige Stoffe mit Spitzen bedeckt, schwarze Atlasgürtel, Schärpen aus Seidegaze. Die Männer Zylinder aus hellgelbem Baststroh mit schwarzem, breitem Moiréband oder aus weißem Filz. Ottermäntel mit Zobelkragen. Seinesgleichen hingegen nur speckige Mützen, zerlumpfte, ausgebeulte Hosen und Jacken und oft gar keine Schuhe.

«Wenn du dort Stiefel putzen oder Zeitungen verkaufen willst, dann spucke keinen Tabak auf die Straße. Meine Leute haben Stil. Geh in eine Bar und spuck in den Napf. Vor allem aber fluche nicht. Die drüben sind sehr gottesfürchtig. Jetzt mach, dass du wegstommst und was verkaufst, 'dammt mal!» So redete Einauge mit ihnen.

Auf dem Weg nach Downtown hatte Großvater nur wenige Zeitungen verkauft. Viel war in letzter Zeit auch nicht passiert. Auf die Welt war kein Verlass, sie ließ einen immer dann im Stich, wenn der Hunger am größten war. Die letzten wahren Extras hatte er im November ausgerufen. Am 26. jenes Monats war die SS Portland auf dem Weg nach Cape Cod gesunken, und alle hundertzweiundneunzig Männer waren ertrunken. Am 5. November hatte in Berlin das Stück eines Deutschen Premiere, der

Hauptmann hieß. «Berlin» konnte er aussprechen, aber nicht «Fuhrmann Henschel», und so zog er durch die riesige Halle des Atlantic Gardens und rief: «Extra! Extra! Hauptmann in Berlin! Unbestrittene Premiere!»

Er hatte dort keinen Erfolg, weil die meisten Gäste inzwischen Italiener waren, aber sehr wohl weiter nördlich, an der Second Avenue. Er verkaufte an dem Tag fast hundert Exemplare. Hauptmann schien beliebt zu sein, er sollte jeden Monat eine unaussprechliche Premiere haben.

Die Schlagzeile der Extra-Klasse aber stammte vom letzten Oktober. Theodor Herzl war in Jerusalem angekommen, das ganze Ghetto stand Kopf. Die Juden rissen ihm die Zeitungen aus der Hand. Sie küssten und umarmten ihn, sie steckten ihm Süßigkeiten zu. In einer halben Stunde hatte er so viel verdient, dass er sich ein Festessen bei Dolan's leisten konnte: zwei hart gekochte Eier, eingelegte Zunge, gepökelt Rindfleisch und Bohnen, Austernkuchen, Kaffee und eine Zigarre. An jenem Tag hatte er mit einem richtigen Bierkrug und nicht mit Bierresten auf den unternehmungslustigen Mr. Herzl angestoßen.

Die einzige leider laue Nachricht vom Dezember hingegen war jene über eine Maschine, die 63 Kilometer pro Stunde erreicht hatte. The Times nannte sie «Automobil», aber deshalb hatte er die Ausgabe nicht besser verkaufen können. Einauge war nicht zufrieden gewesen, aber wie konnte er an der Flaute schuld sein, wenn die Welt einen anständigen Zeitungsjungen nicht mit einigen anständigen Nachrichten versorgte? Die Schuld trug sie, die Welt, nicht er. Aber Einauge hatte nichts davon wissen wollen und ihm nicht einmal den Anteil an dem mageren Verkauf gegeben.

«dammt, bin ich Houdini oder was? Wenn du dich



nicht anstrengst, kriegst du auch nichts.» So war Paddy Fowley. Wenn die Welt nichts hergab, musste man sie eben auspressen.

Als er im Süden des Broadways angekommen war, hatte Großvater Hunger. Eigentlich war der Hunger sein ständiger Begleiter, er war manchmal größer, manchmal kleiner, aber er war immer da. Dem Hunger entkam keiner, dann doch eher dem Polizisten, dem schlagenden Vater, der Faust des aktuellen Liebhabers der Mutter oder dem Kinderschutzamt, das sich immer wieder einen von ihnen schnappte.

«Wir machen einen Menschen aus dir», sagten sie. Wenn er aber etwas wusste, dann, dass er schon ein Mensch war. Ihm musste keiner was vormachen, was das Menschsein anbelangte. Er ließ sie reden, schaute sich aber nach etwas Essbarem um. Sie gaben ihm zu essen, dann lief er wieder davon.

Sie wollten aus ihm einen richtigen Amerikaner machen, aber auch das war er schon längst. Solange er sich erinnern konnte, hatte er auf dieser Seite des Ozeans gelebt. Was davor gewesen war, wusste er nicht. Er erinnerte sich vage, dass ihm jemand gesagt hatte, er sei drüben, in Europa, geboren worden. Aber wo bloß? Er hatte schon so viele Geschichten von Drüben gehört, dass sich alles in seiner Vorstellung vermischte.

Wenn ein «Dago» damit angab, dass sich in Italien besser hungern ließ als in Amerika und dass die Landbesitzer dort schlimmer seien als die Astors und Vanderbilts hier, glaubte er ihm und konnte sich gut vorstellen, dass er in Pietramelara geboren worden war. Dass seine Eltern in den steilen, steinigen Gassen beim Monte Maggiore gelebt, und dass sie dort gehungert hatten. Dass sie viel-

leicht nach seiner Geburt zur Kirche des San Rocco geeilt waren, damit ihn der Heilige vor Krankheiten schützte.

Und wenn ihm einer vom Wunder von Palmi erzählte, wo die Heilige Jungfrau drei Tage lang die Augen bewegt und die Gesichtsfarbe gewechselt hatte, hielt er es für möglich, dass auch die Seinen dabei gewesen waren. «Wie machte die Madonna mit den Augen?», fragte er jedes Mal nach. «So», antwortete der italienische Junge und ahmte die Madonna nach.

Wenn dann der winzige, hinkende Berl – der lauteste und beste Zeitungsjunge von allen – ihm erzählte, wie er als Dreijähriger mit seinen Eltern durch Galizien gewandert war, um dann an der preußischen Grenze den Zug nach Hamburg zu nehmen, wiederholte Großvater behutsam: «Ga-li-zien.» Als ob er prüfte, ob Galizien zu ihm passte. Für kurze Zeit hielt er es für möglich, dass er diese Reise selbst gemacht hatte. Dann aber schob er den Gedanken beiseite. «Nur Unsinn!», murmelte er.

Wenn Paddy Fowley wiederum im Kohlenkeller der Post, wo sie dank seiner Beziehungen schlafen durften, vom Hunger seiner Eltern erzählte, einem irischen Hunger diesmal, war er ganz aus Irland. Doch auch das verwarf er wieder. Es gab zu viele gute Geschichten, um sich nur auf eine festzulegen. Wenn ihn dann einer fragte, was denn eigentlich seine Geschichte sei, zuckte er die Schultern. Wenn der andere nicht locker ließ, kriegte er eine auf die Rübe. Großvater war, wie ich schon sagte, schnell entflammbar.

Er wollte sich einmal richtig Zeit nehmen, um sich eine gute Geschichte auszudenken. Eine, die dann seine eigene sein würde. Vorläufig aber genügte ihm zu wissen, dass er ein Mensch und ein Amerikaner war. Ein hungriger Ame-

rikaner. Ein Drittes wusste er auch: dass er kein Sohn war. Wenn er sich in manchen Nächten in einer billigen Absteige, einem Fünf-Cent-Hotel, an den Rücken seines Nachbarn drückte und wegen der Hitze oder der Kälte nicht einschlafen konnte, dachte er: «'dammt, so einen wie mich kann es gar nicht geben. Wo komme ich bloß her?» Solange er nachgrübelte, fielen ihm kein Vater und keine Mutter ein.

Vielleicht stammte er vom Mond, denn er hatte schon gehört, dass dort oben ein Mann wohnte. Mit dem Bild seines Sturzes vom Mond direkt nach New York in seiner Vorstellung wurde sein Körper schwerer, und seine Augen fielen ihm allmählich zu. «Wenig hätte gefehlt, und ich wäre ins Meer gefallen. Vielleicht vor Coney Island», murmelte er noch und schob den Arm unter den Kopf. Er sah sich immerzu fallen, und Coney Island wurde immer größer und größer, die Sanddünen tauchten auf und auch das Riesenrad vom Steeplechase Vergnügungspark, dessen Bild er in der Zeitung gesehen hatte. Auf dem er bald einmal zu sitzen hoffte. Er sah die Luxushotels im Osten und das verkommene West Brighton, das voller Spelunken, Rennbahnen, Tanzlokale und Spielhöhlen war, von denen er ebenfalls viel gehört hatte.

Der Schlaf erlöste ihn nicht, denn er träumte wieder, dass er fiel. Der Flug änderte seine Richtung, er flog über Brooklyn, und obwohl er nie in Brooklyn gewesen war und noch nie so weit oben, wusste er, dass es das sein musste. Er erkannte dann auch Manhattan, die World- und die Manhattan-Life-Hochhäuser – die höchsten der Stadt –, die Second- und Third-Avenue-Hochbahnen, die Piers, die dicht an dicht stehenden Mietskasernen von Chatham Square bis zur 14. Straße. Er sah den Dampf aus den Schornsteinen der Häuser und die Schiffsmasten im Hafen.

Doch jedes Mal wachte er vor dem Aufprall auf. Zu gerne hätte er gewusst, ob er in East Side runtergekommen war oder nicht doch bei reichen Deutschen in Yorktown. Vielleicht sogar bei den Astors an der Fifth Avenue.

Großvater hatte gehofft, dass sich die Menschen wie jedes Jahr zahlreich vor der Trinity Church und bis zum Rathaus einfinden würden. Aber der Schnee und der eisige Wind würden ihm womöglich einen Strich durch die Rechnung machen. Er patrouillierte seit einer Stunde durch die Gegend, es ging schon auf acht Uhr zu, und er hatte nur neun oder zehn Exemplare abgesetzt. Damit wagte er nicht, zum Keller der Post, dem Versteck von Einauge, zurückzukehren. Er dachte sogar daran, sich an eine Straßenecke zu stellen und die Lieder von Stephen Foster oder Harry von Tilzer zu singen, die immer etwas einbrachten. Aber er konnte vor Kälte nicht lange stillstehen und seine Stimme, so klar und warm sie auch war, sich kaum gegen den Wind behaupten.

Um die Füße hatte er sich Kleiderreste gewickelt, die Löcher in den Schuhen mit Zeitungspapier gestopft, und damit war auch schon der bessere Teil seiner Kleidung beschrieben. Die Hosen reichten kaum bis zu den Knöcheln, die Jacke – zwei Nummern zu groß – war vor Dreck und Regen steif geworden. Er trug sie zu jeder Jahreszeit und in jeder Lebenslage. Für das Halstuch und die speckige Mütze hatte er einen kleineren Jungen verprügelt. Großvater hatte sie an sich gerissen wie eine Trophäe.

Er hatte sich geirrt, es waren noch weniger Menschen unterwegs, als er befürchtet hatte, und es schien nicht besser zu werden. In einer Seitenstraße ging er in einen Cheap-Charlie-Laden und kriegte für ein Zeitungsexemplar gesüßten Tee mit Gin. Der Verkäufer schaute ihn mitleidsvoll